

len übrigen Künsten. Ich habe übrigens hier nur einige von den Hauptarten der Künste anführen wollen, ohne mich bey den Nebenabtheilungen aufzuhalten, deren jede Kunst nach den verschiedenen Modifikationen derselben Mannichfaltigkeit, deren sie sich zu derselben Einheit bedient, fähig ist; sie kann z. B. in der Dichtkunst aus Prosa, oder Poesie bestehen, in der Malerey aus Oelfarben, Wasserfarben, Fresco, in der Musik, aus Instrumental- oder Vocaltönen, u. s. w. die alle ihre eigenthümlichen Regeln haben. Diese machen das Studium des Künstlers aus; die Auseinandersetzung derselben gehört aber nicht hieher. Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück.

Aus dieser Bestimmung der Schönheit ergiebt sich, das ihre Erkenntnis eine doppelte Art von Vorstellungen in der Seele erfordert: Vorstellung von Mannichfaltigkeit, und Vorstellung von ihrer Uebereinstimmung zur Einheit, eben so wie die Erkenntnis der vernünftigen Vollkommenheit, nur das sie bey dieser deutlich seyn, und bey jener innerhalb der Klarheitsgränzen bleiben müssen. Die Vorstellung
der

der Uebereinstimmung ist Vorstellung der Form. Dieser muß die Vorstellung der Materie vorausgehen, unter welcher sie Statt findet. Da nun jede Form bloß in Beziehungen und Verhältnissen zwischen den einzelnen Dingen besteht, so muß deren Erkenntnis nothwendig ein solches Vermögen der Seele voraussetzen, vermittelt dessen sie nicht nur die Eindrücke dieser Dinge empfindet, oder so wie sie sie empfunden *anschauet*, sondern sie ordnet, als Subjekte und Prädikate betrachtet, und Sätze unter ihnen bildet. Dieses Vermögen ist in uns das höhere: Verstand und Vernunft. Hingegen sind zur bloßen Materieerkenntnis, zur Erkenntnis der Mannichfaltigkeit, wenn sie aus sinnlichen Gegenständen besteht, die unteren Seelenkräfte hinreichend; sinnliche Empfindsamkeit, um die gegenwärtigen Eindrücke zu empfangen, und *Einbildungskraft*, um die gehabten Eindrücke wieder zu erneuern und als gegenwärtig zu betrachten. Diese ist überall unentbehrlich, selbst schon dann, wenn wir uns viele Dinge ohne alle weitere Beziehungen unter einander bloß als eine

Mannichfaltigkeit vorstellen wollen. Denn die Vorstellung einer *Mannichfaltigkeit* enthält immer schon einigermaßen ein Verhältniß in sich: dieses nehmlich, daß jedes Einzelne derselben mit den Uebrigen nicht dasselbe, sondern von ihnen verschieden ist, und doch mit ihnen etwas Gemeinschaftliches hat, welches die Bedingung enthält, daß wir es uns mit ihnen zusammengenommen als ein collectives Ganze, als eine *Mannichfaltigkeit*, nicht als dispartate Einzelheiten, vorstellen können. Es müssen also, bey der Anschauung jedes Eindruckes wenn wir uns ihn als Bestandtheil einer *Mannichfaltigkeit* und folglich als verschieden von den übrigen vorstellen, diese von neuem hervorgebracht und der Seele als gegenwärtig dargestellt werden. Die Seele kann bey der Vorstellung einer *Mannichfaltigkeit* nicht anders verfahren, als so, daß sie mit ihrer Aufmerksamkeit von einem Stücke derselben zum andern fortrückt. Nun ist immer während ihres Verweilens bey dem einen die Gegenwart des unmittelbar vorhergegangenen bereits verschwunden, und sie würde ohne die jedesma-

lige Reproduktion derselben durch die Einbildungskraft, immer nur Vorstellung eines einzelnen Eindruckes in einer *Mannichfaltigkeit* haben. — Dieses gilt schon von der bloßen Anschauung einer gegenwärtigen *Mannichfaltigkeit* ohne alle fernere Beziehungen unter sich; um wie viel mehr wird die reproducirende Thätigkeit der Einbildungskraft erfordert, wenn verschiedene Beziehungen und Verhältnisse in der *Mannichfaltigkeit* enthalten sind, die der Vernunft als Stoff zu ihrer Bearbeitung dargestellt werden müssen, oder wenn vollends eine *Mannichfaltigkeit* erdichtet, zusammengesetzt und Verhältnisse in ihr gestiftet werden sollen? Hier zeigt die Einbildungskraft sich in ihrem größten Vermögen als Schöpferinn und als die unentbehrlichste Stütze der Vernunft. Der Erfinder muß sie daher in einem stärkeren Grade besitzen, als der Nachahmer, und dieser wieder in einem stärkeren, als der bloße Kenner.

Der Werth der Einbildungskraft wird gewöhnlich nach einem zusammengesetzten Verhältniße bestimmt: nach der Menge von Ge-

genständen die sie auf einmal umfassen kann, und nach dem Grade der Lebhaftigkeit mit welcher sie sie umfaßt. Es versteht sich also, daß eben diese Verhältnisse bey der Fähigkeit über Schönheit zu urtheilen, gleichfalls Statt haben müssen; nur kommt hier, in Ansehung der Lebhaftigkeit, noch der Umstand hinzu, daß sie sich nicht auf die ganze Mannichfaltigkeit in einem gleichen Grade erstrecken darf, sondern mit dem Werthe jedes einzelnen Stückes derselben und dessen Antheil an der Einheit in einer gehörigen Proportion seyn muß; und zwar, da bey der Schönheit die Vorstellung der Vollkommenheit nicht die Gränzen der Klarheit überschreiten darf, so wird dieser Grad von Lebhaftigkeit nicht durch die Vernunft deutlich berechnet, sondern anschauend durch das Gefühl bestimmt werden müssen. Ich erkläre mich.

Es ist nicht etwa bloß ein erkünsteltes ästhetisches Gesetz, sondern es liegt in dem gefundenen Gefühle eines jeden Menschen, daß es zur Schönheit nicht genug ist, wenn alle Theile der Mannichfaltigkeit zur Hervorbringung der

Einheit mit einander verknüpft sind, sondern ein jeder derselben muß an dieser Wirkung einen bestimmten ihm angemessenen Antheil haben; ein größerer oder kleinerer, als ihm verhältnismäßig zukommt, entstellt das Ganze. Grose Zurüstungen in einer Maschine, die zum Hauptzweck nur eine Kleinigkeit beytragen, sind ihrer Schönheit eben so zuwider, als grose Wirkungen, die man in derselben auf schwache unbedeutende Triebwerke ankommen läßt. Grose weitläufig sich entwickelnde Treppen an einem Hause von mittelmäßiger Höhe sind eben solche Verunstaltungen des Ganzen, als enge niedrige Eingänge an einem großen Pallast. Eine Person, die man auf der Bühne viel Aufmerksamkeit erregen läßt, die doch weder zur Verwicklung noch zur Katastrophe etwas Ansehnliches beyträgt, und eine Nebenperson, von der man das vorzüglichste Interesse abhängen läßt, sind beyde unpassende Theile, die zwar einzelne grose Wirkungen, welche freylich zuweilen die wichtigsten Absichten des Dichters sind, in dem Zuschauer hervorbringen können; aber

dem *Ganzen* in der Anschauung die Vorstellung der Schönheit benehmen, und es oft läppisch oder gezwungen machen. — Ich weiß für diese Eigenschaft der Schönheit keinen schicklichen Ausdruck als den bey den Malern schon längst in ihrer Kunst üblichen: die *Haltung*. Die Künstler verstehen unter demselben gemeinlich das Licht, den Schatten und die Farben, die einem jeden Theil im Gemälde nicht an und für sich zukommen, sondern nach seinem Verhältnisse im Ganzen angemessen sind. Die Anwendung ist leicht zu machen. *)

*) In der ersten Ausgabe dieser Schrift glaubte ich der erste zu seyn, der diese Idee von *Haltung* aus der Malerey entlehnt und auf das Schöne überhaupt angewendet habe. — Aber ich bin hierüber zurecht gewiesen worden, und man hat mit in der N. B. der schönen W. u. K. — B. 21. S. 1. gezeigt, daß es bereits *Sulzer* vor mir gethan. Desto besser für mich, eine solche Befähigung meiner Idee vor mir zu haben. Hier ist die Stelle im *Sulzer*: „Der Begriff der *Haltung* muß nicht bloß auf die Werke der zeichnenden Künste eingeschränkt werden; er erstreckt sich auf alle Werke der Künste. Ein Gedicht oder eine Rede, durchaus in einem Ton und mit einerley Stimme gelesen, würde für das Gehör eben so ohne *Haltung* seyn, wie ein Gemälde ohne *Haltung* der Farben. Und die Rede, in welcher alle einzelne Gedanken gleich stark und gleich ausführlich vorgetragen sind, ist dem Gemälde ähnlich, dem die

Und der Grund dieser Bedingung scheint mir in dem bekannten Satze zu liegen, *jede Ursache muß ihrer Wirkung proportionirt seyn*; indem jede Schönheit, ob sie gleich eine Einheit ist, die das Resultat des Mannichfaltigen ausmacht, dennoch nur Einheit in der Erscheinung ist, die an sich aus so vielen Theilen zusammengesetzt ist, als sich Einheiten in der Mannichfaltigkeit finden, die als wirkende Ursachen das ihrige zur ganzen Wirkung beytragen. Nächst dem Gesetze des Widerspruchs giebt es keines, das unserer Seele so wichtig ist, überall in ihrer Thätigkeit sich ihr so sehr aufdringt, und an welches sie, wie ich dieses be-

„*Haltung* in der Zeichnung fehlt. Es ist anderswo angemerket worden (in dem Artikel *Gruppe*) daß die redenden Künste ihre Vorstellungen eben so gruppiren müssen, wie es die zeichnenden Künste thun. Man kann durch die Ausführlichkeit, die uns die kleinsten Theile sehn läßt, einen Gegenstand nahe bringen, und bloß durch allgemeine Andeutung andere vom Auge entfernen. Dieses sehn wir bey *Homer* überall auf genaueste beobachtet. In jedem einzelnen Gemälde sehn wir die Hauptpersonen dichte vor uns stehen; wir hören sie reden, unterscheiden gleichsam den ihnen eigenen Ton der Stimme, sehn jedes einzeln in ihren Gesichtszügen und ihrer Rüstung, da andere so weit aus dem Gesichte weggerückt sind, daß wir nichts Einzelnes darin unterscheiden.“

reits anderwärts gezeigt, *) selbst unbewusst in ihren dunkelsten Operationen so viel Anhänglichkeit hat, als das Gesetz der *Causalität*. Es macht die Grundlage der ganzen Menschheit, d. i. des Gebrauchs unserer Vernunft aus, daß wir da, wo wir eine Wirkung erblicken, auf das Daseyn einer Ursache geführt werden, und bey der Gegenwart einer Ursache eine Wirkung erwarten. Bieten sich nun unserer Anschauung eine Ursache und eine Wirkung dar, von denen die erste unverhältnismäßig groß ist, so stellt sich uns das Uebermaß derselben, welches zur Wirkung entbehrlich ist, als eine Ursache ohne Wirkung vor; und ist die letzte in Vergleichung mit der ersten zu groß, so erscheint uns ein Theil der Wirkung ohne Ursache. An einem festen nervichten Körper, der mit angestrengten Muskeln unter der Last der Erdkugel seinen Rücken beugt, findet die Seele unter der Gestalt des *Atlas* nichts Anstößiges; die Vorstellung derselben Figur in derselben Stellung, die statt jenes Balles eine gläserne Laterne trägt, beleidigt uns. Es ist

*) Versuch über den Schwindel S. 41.

hier vergebliche Kraftäuserung, Ursache ohne Wirkung. Eine runde Säule auf einem kubischen Fußgestelle erregt Gefallen wegen der Angemessenheit der Stütze zur Last; ein vier-eckiger Obelisk, der auf einer Kugel steht, erregt, bey aller sichtlichen Vollkommenheit die er sonst haben mag, eine unangenehme Empfindung. Wir fehlen hier Festigkeit ohne hinreichende Befestigung, Wirkung ohne Ursache; und die Idee der schwankenden unsicheren Stellung des großen Körpers macht uns unruhig, so daß wir uns bey dessen Anschauung nicht lange aufhalten können. Selbst das Bild der *Fortuna*, bey welcher die Beziehung des Wankenden und Unflathhaften die Absicht ist, müßte der sinnlichen Anschauung widrig seyn, wenn nicht zum Theil das jugendliche Behende des Körpers und die fliegende Leichtigkeit seines Gewandes die Vorstellung der Last verminderte; zum Theil durch die flüchtige gleichsam wägende Stellung auf einem Fusse, die wahrscheinliche Erhaltung uns sinnlich gemacht würde. Der *Obelisk* scheint auf ewig seine Ruhe statt auf der Kugel haben zu

wollen, und dies ist sinnlich unmöglich: das Glück scheint in seiner unstäten fliehenden Bewegung hier einen vorübergehenden kurzen Aufenthalt gewählt zu haben, und es ist unserm Auge nichts ungewöhnliches, daß man mit angewandter Geschicklichkeit, durch Unterstützung des Schwerpunkts sich eine Zeitlang in dieser Stellung erhalten kann. — Der Anblick beyder, einer wirkungslosen Ursache, und einer nicht gegründeten Wirkung, erregt in der Seele einen Widerwillen, und versetzt sie wegen der scheinbaren Verletzung des ihr gewohnten Gesetzes der Causalität in einen missälligen Zustand, der sich mit der Empfindung der Schönheit nicht verträgt, da sie in einem wohlthuenden, sanftlabenden behaglichen Gefühl besteht. Und wenn der Künstler zuweilen mit Vorsatz eine der erwähnten Vorstellungen wählt, wie z. B. die Schilderung Jupiters, der durch die Bewegung seiner Augenwimpern den Olymp erschüttert; so geschieht es gerade, um durch einen Zusatz von Unbehaglichkeit, welches *Erstaunen* wird, jenes Sanfte der Schönheit, um mich so auszudrücken, pi-

kant zu machen, und die Empfindung über die Grenzen der Schönheit in das Gebiet des Erhabenen und Wunderbaren zu heben, da sie denn von edler und stärkerer Art wird. Aber die reine Schönheit fordert überall das am genauesten übereinstimmende Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung.

Man kann daher sagen, das Resultat Schönheit im Ganzen eines Kunstwerks besteht erstlich aus der Summe der Wirkungen, die von den einzelnen Stücken der Mannichfaltigkeit hervorgebracht werden, und zweytens aus der Verbindung dieser einzelnen Wirkungen unter einander. Gesezt nun, daß diese Verbindung in dem Werke aufgehoben würde, so fiel das letzte Moment freylich weg; aber wir hätten dennoch so viele einzelne Schönheiten vor uns, als einzelne Stücke, die Wirkungen hervorbringen; denn jede Ursache mit ihrer Wirkung zusammen genommen, macht für sich ein besondres Ganze aus, das, weil es zusammengesetzt ist, der Schönheit und Häßlichkeit fähig seyn muß; und diese können durch nichts, als durch das Verhältniß- oder Unver-

hältnismäßige zwischen der Ursache und der Wirkung bestimmt werden. Wenn wir nun das Resultat Schönheit eines Kunstwerks *I*. nennen; die mannichfaltigen Stücke, woraus es besteht *a. c. e. g*; ihre Wirkungen zum Ganzen *b. d. f. h*; die aus der Verknüpfung dieser einzelnen Wirkungen unter einander entstehende Einheit, *K*; und die Haltung zwischen *a* und *b. c.* und *d. u. f. w. l* — so folgt, das der Grad der Schönheit *I*. nach einem dreysfachen Verhältnisse geschätzt werden muß, nemlich nach der Menge von einzelnen Wirkungen *b*. *d. f. h.* aus welchen die Mannichfaltigkeit besteht; nach dem Grade der Haltung zwischen diesen Wirkungen und ihren Ursachen, in so fern sie Theile des Ganzen ausmachen *l.* und endlich nach dem Grade der Verbindung dieser Wirkungen *K*. Den Gothischen Gebäuden fehlt es an *Haltung*, den chinesischen Gärten an *Einheit*, und den Bildern der Herrurier an *Mannichfaltigkeit*.

Aus dieser Betrachtung läßt sich eine Bemerkung des Herrn Sulzer vortreflich erklären, wiewohl es unbegrifflich ist, wie dieser Welt-

weise, der doch selbst die Idee von Haltung richtig angiebt, es hat übersehen können, dieselbe nicht als ein Moment in der Verhältnißbestimmung der Schönheit mit anzuführen. „Die Grade der Schönheit zweyer Gegenstände, sagt er in seiner Theorie der Empfindungen, werden im zusammengesetzten Verhältnisse der Einheit und Mannichfaltigkeit seyn, welche in jedem dieser Gegenstände herrschen. Ich will hiermit, setzt er hinzu, eben nicht so viel sagen, das die Schönheit just genau im zusammengesetzten Verhältnisse der Einheit und Mannichfaltigkeit eines Ganzen sey. Beyde Eigenschaften müssen zusammenkommen, um die Schönheit einer Sache auszumachen; aber sie kommen nicht in gleichem Grade zusammen. Mir scheint die Mannichfaltigkeit mehr zur Schönheit beyzutragen, als die Einheit. Wenn man sich also der Zahlen bedient, die Grade der Vollkommenheit, welche man in der Einheit und Mannichfaltigkeit eines Ganzen wahrgenommen hat, auszudrücken, so muß man sich so ausdrücken: Die Größe der Schönheit ist im

„zusammengesetzten Verhältniß der Größe der Einheiten und einer gewissen Potenz der „Größe der Mannichfaltigkeit.“ Nach meiner Entwicklung läßt sich der Grund dieser Erscheinung, warum die Mannichfaltigkeit mehr zur Schönheit beyträgt, als die Einheit, leicht einsehen. Denn durch einen jeden Grad Mannichfaltigkeit, der zum Ganzen hinzukommt, erwächst diesem ein doppeltes Moment der Schönheit, erstlich die Vergrößerung der gesammten Wirkungen *b. d. f. h.* um einen Grad, und zweytens die Haltung *l.* oder die Vollkommenheit, die aus der proportionirten Uebereinstimmung dieser einzelnen Wirkung mit ihrer Ursache, die sie hervorbringt, entspringt; da hingegen bey der Vermehrung der Einheit um einen Grad, in dem Ganzen nur das eine Moment *K.* einen Zuwachs gewinnt. Gefetzt also, wir hätten zwey Gegenstände vor uns, deren Schönheit mit einander verglichen werden soll, wovon der eine fünf Grade Mannichfaltigkeit, und einen Grad Einheit, und der andre umgekehrt einen Grad Mannichfaltigkeit und fünf Grade Einheit be-

itzt: so wird das Resultat *I.* keinesweges in beyden dasselbe seyn, ungeachtet das Produkt der Vervielfältigung einerley ist; sondern der erste wird darum einen größern Grad von Schönheit haben, weil die fünf Grade Mannichfaltigkeit noch mehrere Momente der Vollkommenheit mit sich führen, die aus der *Haltung* zwischen einem jeden Grade und feiner Ursache entstehen, die aber bey dem andern Gegenstande, welcher statt der Mannichfaltigkeit fünf Grade Einheit besitzt, unersetzt bleiben. Und da diese *Haltung* selbst wiederum verschiedener Grade fähig ist, so sieht man leicht, warum eine allgemeingültige genaue Bestimmung dieser Potenz von Mannichfaltigkeit nicht ohne Schwierigkeit, oder auch ganz und gar nicht angeeignet werden kann.

Ich kehre nunmehr zurück. Vorausgesetzt also, es sey objektive bey der Schönheit ein so wichtiger Umstand, daß ein jedes Stück der Mannichfaltigkeit nur eine bestimmte ihm angemessene Wirkung zum Ganzen beytragen müsse; so ist klar, daß subjektive, sowohl bey der bloßen Erkenntnis und Beur-

theilung, als bey der Empfindung und Zusammenfetzung der Schönheit sehr viel darauf ankommen muß, daß ein jedes Stück der Mannichfaltigkeit auf das Gefühl und die Vorstellung einen Eindruck mache, welcher der objektivischen Wirkung desselben im Ganzen angemessen ist, wenn die Empfindung der Schönheit oder die Schönheit selbst die vollkommenste seyn soll; denn so bald irgend ein minder wichtiger Theil derselben, der nur einen unerblicklichen Beytrag zur ganzen Wirkung darbietet, einen allzustarken Eindruck auf die Vorstellung macht, oder umgekehrt, ein beträchtlicher, der an der Hauptwirkung einen großen Antheil hat, übersehen oder nur schwach empfunden wird: so muß nothwendig subjektive die Haltung unrichtig, und das Ganze in der Vorstellung verunstaltet werden. Man findet alsdann in Nebensücken unproportionirte Schönheit, und andere, die von größerer Erheblichkeit sind, bleiben unbemerkt; man tadelt den Künstler, freitet über den Werth seines Werkes, da er doch unmöglich bey der Wahl, Anordnung und Zusammenfetzung seiner Mannich-

nichfaltigkeit, nach den Eindrücken sich hatte richten können, die sie auf dieses oder jenes Subjekt machen, (ein Umstand der von unzähligen Nebendingen abhängt, und bey verschiedenen Menschen so sehr verschieden seyn kann); sondern den Grad einer jeden einzelnen Wirkung und ihr Verhältniß zum Ganzen nach dem objektivischen innern Werth ihrer Ursache hat bestimmen müssen. Man findet alsdann entweder, gleich jenem Kinde, in der Geschichte Alexanders mit seinem Arzte darin das Bewundrungswürdigste, daß der Erstere standhaft ohne sich zu ekeln einen ganzen Becher voll Arzeney hinunter schluckte; oder man überseht das Vortrefliche in der Helena des Zeuxis, bis ein *Nikomachus* einem zuruft: *nimm meine Augen, und sie wird dir eine Göttin scheinen!*

Dieses von der Mannichfaltigkeit. An der Erkenntniß der Einheit hat, wie ich bereits erwähnt habe, die Vernunft den größten Antheil. Denn bey dieser kommt es nicht auf bloß abgefonderte Vorstellungen einzelner Stücke an, sondern auf Beurtheilung und Vergleichung

vieler gegen einander; und dieß ist einzig das Geschäft der Vernunft. Wäre es möglich, daß ein Mensch alle seine Seelenkräfte behielte, und die Vernunft auf einmal verlöre, so würde in einem Augenblick der ganze Vorrath feiner Erkenntniß in lauter einzelne unzusammenhängende Stücke zerfallen, ohne daß sich unter ihnen ein einziges Ganze fände. Mit der besten Einbildungskraft würde er nicht im Stande seyn, das einförmigste Ganze zusammenzusetzen. Die Einbildungskraft für sich allein stellt uns die Gegenstände so vor, wie sie aus der Natur durch die sinnlichen Organe den Weg zu uns nehmen, abgefondert, und allenfalls dem Raume nach neben einander, oder der Zeit nach auf einander; aber ihre objektiven Einwirkungen in einander, wodurch sie eigentlich reelle Ganze werden, zu erkennen, dazu wird eine Kraft der Seele erfordert, die erstlich sich mehrere Gegenstände zugleich vorstellt, und dann vermittelst des Bewußtseyns von einem zum andern übergeht, sie vergleicht, und sich ihre wechselseitigen Beziehungen gedenkt; das heißt, es müssen Urtheile

gefällt werden, es muß die Vernunft hinzukommen, die dieses verrichtet. Und, wie gesagt, ist dieses von der bloßen Erkenntniß der in der Natur schon vorhandenen Ganzen wahr, so wird es um so viel mehr von denen gelten, welche von der Seele selbst gebildet werden, wo durch innere Thätigkeit unter vielen empfangenen Eindrücken erst Einheit gestiftet, und Ganze geschaffen werden sollen.

Die Fähigkeiten, die vorzüglich zur richtigen Erkenntniß der Schönheit erfordert werden, laufen also auf folgende hinaus: Die Vernunft zur Erkenntniß der Einheit; die *Einbildungskraft* zur Vorstellung der Mannichfaltigkeit, und ein *Gefühl* von dem wahren Werthe der einzelnen Stücke in dem Mannichfaltigen, vermöge dessen die Lebhaftigkeit der Vorstellung eines jeden seiner Wirkung zum Ganzen genau angemessen ist. Bey der reinen Vollkommenheit, wo alles auf deutliche Erkenntniß ankommt, ist dieses Geschäft des Gefühls das Werk der Vernunft; denn die objektive Erkenntniß der Haltung besteht in nichts anderm, als in dem deutlichen Urtheile über

den innern Werth eines Theils nach einer gewissen objektivischen allgemeinen Regel, und dessen Vergleichung mit dem Antheil, den er an der ganzen Wirkung hat. Da aber die Schönheit sich nicht ausserhalb den Gränzen der Klarheit erstrecken darf, so ist es eine nothwendige Bedingung, das so wohl bey der Beurtheilung, als bey der Erfindung, die Erkenntnis der Haltung durch ein Gefühl gefschehe, damit die daraus entspringende Vollkommenheit, *Vollkommenheit in der Erscheinung* werde; obgleich nicht zu leugnen ist, das die Vernunft dieses Gefühl ungemein unterstützen kann, indem die verschiedene Lebhafteigkeit der Vorstellung von dem verschiedenen Grade der Aufmerksamkeit abhängt, und diese doch zum Theil von der Vernunft nach Willkühr gelenkt werden kann.

Ich behaupte aber keinesweges, das dieses die einzigen Seelenfähigkeiten sind, die zum Geschmack erfordert werden, und keine der übrigen Einfluss auf denselben haben: wer die Eigenschaften der Seele kennt, der weiß, das sie sich in ihr in keinen solchen Ab-

theilungen wie in den Lehrbüchern befinden, sondern das alle in einander verwebt sind, und unter gewissen Umständen keine einer Beförderung fähig ist, ohne das andere zugleich mit ihr befördert werden. Ueber dieses setzt die Erkenntnis der Materialien des Mannichfaltigen allerdings so viele Arten von Erkenntnisfähigkeiten voraus, als verschiedene Arten von Gegenständen sind, aus denen diese Materialien bestehen. So mus man z. B. Scharffinn mit der Einbildung verbinden, um sich nicht blofs die einzelnen Stücke der Mannichfaltigkeit vorzustellen, sondern auch um ihre sanftesten Schattirungen und die subtilsten Fäden mit welchen der Künstler sie verbunden hat, zu bemerken; man mus einen *gesunden Verstand* haben um die Wahrcheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit, Richtigkeit und Unrichtigkeit der erdichteten Vorfälle in der Mannichfaltigkeit gehörig schätzen zu können; man mus Kenntnisse der physischen und moralischen Natur, und Beobachtungsgeist besitzen, um die Wahrheit und Falschheit in den Schilderungen der leblosen Gegenstände oder der Charaktere und Leiden-

schaften samt ihren Uebergängen in einander einzusehen; man muß selbst Witz haben, um die witzigen Einfälle, welche Bestandtheile der Mannichfaltigkeit ausmachen, zu schmecken und ihre Aechtheit und Falschheit zu unterscheiden; man muß der Sympathie und einer gewissen Gewandtheit in seinem ganzen inneren Wesen fähig seyn, um sich in die Empfindungen und Situationen, welche der Künstler in die Mannichfaltigkeit gebracht hat, mit Leichtigkeit zu versetzen u. s. w. Allein man sieht, daß alle diese und noch mehrere unzählige Fähigkeiten unentbehrliche Erfordernisse zur Kenntniss der Materialien sind, aus welchen das schönste Kunstwerk zusammen gesetzt ist; meine Absicht ist aber hier nur, diejenigen anzugeben, die zur Erkenntniss der *Schönheit*, abgesehen vom Inhalte der Materie, bloß als Eigenschaft der Form, nothwendig sind, und unter diesen nur diejenigen, welche *vorzüglich* das Wesen des Geschmacks ausmachen. Alle übrigen können nur in so weit in Betrachtung gezogen werden, als sie mittelbar auf diese von Einfluß sind, sie befördern, oder unterdrücken.

Wenn nun, wie ich gezeigt habe, bey jedem Schönen die drey Stücke *Einheit, Mannichfaltigkeit* und *Haltung* in einem gewissen Verhältnisse bey einander seyn müssen; so ist es offenbar, daß zum Geschmack eben dieses Verhältniss unter den drey Fähigkeiten, welche zur Erkenntniss jener Stücke nothwendig sind, erfordert wird. Die vollkommenste Schönheit ist diejenige, bey welcher sich die größte Anzahl von mannichfaltigen Dingen, die genaueste Einheit und die richtigste und angemessenste Haltung finden; der vollkommenste Geschmack ist der, welcher die ausbreitetste und lebhafteste Einbildungskraft, die größte Vernunft, und das richtigste Haltungsgefühl mit einander vereinigt; und je nach dem eine von diesen Eigenschaften in Verhältniss der beyden übrigen zu stark oder zu schwach ist, darnach wird der Geschmack verschieden seyn, gut oder schlecht, fein oder stumpf, gründlich oder feicht, groß oder klein, u. s. w.

Die Frage also: *ist die Vernunft dem Geschmackschädlich?* ohne deren verhältnismässigen Grad gegen die übrigen erforderlichen

Eigenschaften anzugeben, ist eben so unbestimmt und zweydeutig, als die Frage seyn würde: *machen groſse Ausgaben den Menschen arm?* Diese kann so wenig beantwortet werden, ohne daß man die Einkünfte dieses Menschen zugleich mit in Betrachtung zieht, als jene, ohne eine Vergleichung zwischen dem Grade von Vernunft und den Graden der übrigen Fähigkeiten, die zum Geschmacke nöthwendig sind, anzustellen. Die Ausgaben können noch so groß seyn, und sie werden dennoch keine Armuth hervorbringen, wenn sie nur den Einkünften gemäß sind, oder von ihnen übertroffen werden. Eben so kann selbst zum Vortheil des guten Geschmacks der Grad von Vernunft unendlich groß seyn, wenn nur die andern Erfordernisse des Geschmacks sich im gehörigen Verhältnisse dabey befinden. Frägt man aber: *ist eine nach Verhältniß der Einbildungskraft und des Haltungsgefühls zu große Vernunft dem Geschmacke schädlich?* so kann man die Antwort leicht voraussehn. Allerdings ist sie ihm schädlich, so wie jedes von den andern beyden Stücken, wenn es mit den

übrigen nicht in dem gehörigen Verhältnisse stehet; aber freylich nicht wegen der Größe an sich, sondern bloß wegen des Mißverhältnisses, das dadurch unter den Eigenschaften des Geschmacks entspringt. *)

So viel ist wahr, der Grundtrieb der Seele selbst, zufolge dessen sie sich bemühet, ihren Wirkungskreis von allen Seiten zu erweitern, ist von endlichem Vermögen; bey der Bearbeitung ihrer Fähigkeiten sind ihr, sowohl in der Vervielfältigung, als in der Verbreitung einer einzigen, Schranken gesetzt; daher findet man selten bey einem Menschen überaus große Vervollkommnung einer Kraft, ohne eine Vernachlässigung anderer, die mit ihr nicht in einer genauern Verknüpfung stehen. Vorzüglich sind die Fälle nicht häufig, wo die

*) „Nichts droht dem Geschmacke und der Urtheilskraft mehr Gefahr,“ sagt ein sonst scharfsinniger Beobachter des menschlichen Geistes, „als die Spitzfindigkeiten älter und neuer Metaphysik, die ihre Zwiſte auf Worte einschränken, und nichts als Zweifel und Dunkelheit aus ihren Untersuchungen herausbringen. Denn sie erschöpfen die Kräfte des Geistes ohne Grund; sie ersticken alle Sehnacht nach wahren Erkenntnissen; sie ziehen die Aufmerksamkeit von allem, was das Menschenleben betrifft, von allen Dingen in Kunst und Natur ab,

beyden Arten von Vervollkommnung, nehmlich die Erweiterung der Kräfte dem Grade und der Menge nach, sich beyfammen finden. *Viel* und zugleich *Vieles* zu umfassen, ist eine Eigenschaft der *Lessinge* und der *Kante*; eine Eigenschaft feltner Jahrhunderteerscheinungen. Allgemein genommen, wird es doch von der Erfahrung ziemlich bestätigt, daß intensive und extensive Gröſſe menschlicher Kräfte nicht am öftesten vergefellschaftet find. Ein weitläufiges Gedächtniß und die mit diesem verknüpften Fähigkeiten, der Witz, die Einbildungskraft, u. f. w. find eben nicht diejenigen Eigenschaften, deren sich die Algebraisten und die bloß spekulativen Metaphysiker häufig rühmen können, so wie der Tief- und Scharfsinn nicht das gewöhnliche Talent der bloßen

„die das Herz erwärmen und die Phantafie beleben; sie verderben alle Verstandeskkräfte, beflecken alle gute Grundfätze, und vergiften die Quelle alles Menschenglückes.“ *Beatties moral. und krit. Abhandlungen* S. 363. Dieser tadelhafte Tadel der metaphysischen Spekulationen ist offenbar übertrieben. Der Engländer nimmt den Mund zu voll. Es liegt keinesweges in ihrem Wesen, daß sie alle Sehnsucht nach wahren Erkenntnissen ersticken, das Herz erkälten, die Phantafie tödten u. f. w. Sie können es freylich, wenn sie zu einseitig betrieben werden,

Sprachgelehrten ist. Da nun, wie ich gezeigt habe, zu dem Geschmack Fähigkeiten von beyden Arten erfordert werden, als Vernunft und Einbildungskraft, so kann es nicht befremden, daß man bey Menschen, die ihre Kräfte vorzüglich auf die Bearbeitung eines von diesen Stücken verwenden, die Fertigkeit das Schöne zu erkennen sparsam antrifft. Die Ursache liegt subjektive in dem Unvermögen des Menschen, nicht objektive in der Beschaffenheit dieser Kräfte. Dem tief sinnigen Mefskünstler fehlt es zur Beurtheilung des Schönen an leichter Umfassung der Mannichfaltigkeit; dem unphilosophischen Naturalienfammler an Scharfsinn zur Bemerkung der Einheit; und dem in feinem Kreise eingeschränkten Schulmann an richtiger Schätzung der einzelnen Stücke in der

aber sie müssen es nicht: und nur dann unter der Bedingung, wenn sie es thun, wenn die subtilisirende grübelnde Vernunft in einem so unverhältnismäßigen Grade kultivirt wird, daß dadurch die Aufmerksamkeit von allem was das Menschenleben betrifft, von allen Dingen in Kunst und Natur u. f. w. abgezogen wird, kann man das Urtheil über die Gefahr, welche sie dem guten Geschmacks und der Urtheilskraft drohen, unterschreiben. Man verwandle sein *Denz* in *Wenz*; und *Beatties* hat recht.

Mannichfaltigkeit. Lasset den ersten seine Einbildungskraft nach Verhältniß der Vernunft vergrößern, den zweyten seine Vernunft üben und Begriffe zergliedern und vergleichen lernen, und den dritten sich Umgang mit der Welt und Kunstfachen erwerben; und ihr werdet sie in Künstler und Gesetzgeber des Geschmacks verwandelt sehn; ihr werdet einen *Kästner*, einen *Haller*, einen *Winkelmann* vor euch haben.

Dieses sind also die zwey Hauptbedingungen, worauf alles bey dem guten Geschmack ankommt: Erweiterung der drey erwähnten Fähigkeiten; und die Beobachtung des gehörigen Verhältnisses unter ihnen. Das letzte scheint in den meisten Fällen zur bloßen Erkenntniß und Beurtheilung der Schönheit hinreichend zu seyn; zu deren Hervorbringung aber wird mehr erfordert. Die Kräfte müssen angestrengt und ausgedehnt werden, wenn sie bis zum *Schaffen* wirksam werden sollen. Auch scheint jenes oft die Folge eines bloß negativen Verhaltens zu seyn; zu diesem hingegen gehört wahre Thätigkeit. Daher

läßt es sich erklären, warum das Frauenzimmer im Ganzen zwar ein feineres Gefühl für das minderwichtige Schöne hat, und ein richtigeres Urtheil in Geschmackfachen zu fällen im Stande ist als Mannspersonen, warum man aber gleichwohl verhältnismäßig so wenige Meisterstücke der Kunst aus ihren Händen aufzuweisen und zu erwarten hat. Die Erziehung des Frauenzimmers geht selten dahin, daß man irgendet eine Seelenkraft besonders bey ihm zu erweitern sucht; auch werden sie allen nicht sehr angestrengt. Die Gegenstände seiner Beschäftigungen sind meistens so, daß dessen Kräfte nur in einem leichten Spiele erhalten werden, und keine wird vorzüglich vor den übrigen erhöht; daher bleibt das Verhältniß, das sich schon von Natur zwischen den Kräften der Seele findet, ungestört: und dieses macht, daß Frauenzimmer das Mannichfaltige und dessen Beziehungen zur Einheit in der Schönheit mit Leichtigkeit umfassen, wenn das erste nicht allzugroß ist und die letzten nicht allzuflein und verwickelt sind. Da aber Mannspersonen sowohl durch Erziehung als durch Temperament ge-

neigt sind, ihren Fähigkeiten einen größern Grad von Ausdehnung zu geben, und unter denselben gemeiniglich eine zur herrschenden haben: so wird bey ihnen das natürliche Gleichgewicht unter den Kräften leichter aufgehoben. Daher wird bey ihnen im Ganzen das Gefühl für die Schönheit, und der richtige Geschmack weniger allgemein anzutreffen seyn; hingegen muß man den wenigen Glücklichen unter ihnen die größten Wunder der Kunst zu verdanken haben.

Noch ein Umstand läßt sich aus dem Obigen vortreflich erklären: dieser nemlich, daß die muntern und aufbrauchenden Jahre des Jünglings, da alle Kräfte, so zu sagen, noch gähren, dem großen und gründlichen Geschmacke nicht die günstigsten sind, ob sie gleich zu den Produkten des Genies in andern Gegenständen, die mit dem Schönen in keiner Verbindung stehen, die fruchtbarsten zu seyn pflegen: Zu diesen wird eben jene große unproportionirte lebhafte Wirkksamkeit einer Kraft, wenn auch auf Kosten der übrigen, erfordert; und dazu sind die Jahre die

vorzüglichsten, in denen der Geist noch frey von allen Schranken wirkt, und die Schwierigkeit die aus dem Bedürfnisse, auch die übrigen Fähigkeiten zu bearbeiten, entspringt, nicht fühlt oder nicht achtet. Da geht denn das Genie seinen Weg ungestört fort, und thut Wunder. Zum reifen und gründlichen Geschmack hingegen wird schon der weise proportionirte Gebrauch mehrerer Kräfte, ausgebreitete Bekanntschaft mit der Natur und mit Kunstsachen, genauere Kenntniß der Welt und der menschlichen Seele und Nachforschungen der Gegenstände, die verschiedentlich auf diese wirken, erfordert: und dazu ist der Jüngling selten aufgelegt; dazu gehören reifere und gesetztere Jahre, Jahre, in denen die aufloernde Flamme einer einzigen Fähigkeit bereits verpufft ist, und eine weise ruhige GröÙe sich über die ganze Oekonomie der Seele verbreitet hat. Noch mehr. Diese Bemerkung erstreckt sich nicht nur auf das producirende Genie in andern Wissenschaften und Künsten, sondern zum Theil so gar bis auf das Genie im Schönen selbst, da dessen erfunderische Wirkksamkeit gemeinlich dem gro-

fsen und reifen Geschmacke vorgeht. *Horaz* und *Lessing*, *Boileau* und *Pope*, waren alle erst Erfinder, und dann wurden sie Geschmacksrichter; *Hogarth* und *Mengs* waren lange vorher Künstler, ehe sie uns die Kunst zu beurtheilen so vortrefflich lehrten; und ehe *Friedrich* seine Nebenregenten in der Kriegeskunst so schön unterrichtete, hatten seine Feinde die Wirksamkeit seines kriegerischen Genies bereits sehr stark empfunden. Dies ist der wahre Gang des menschlichen Geistes. Wer mit der Kritik den Anfang macht, wird selten ein großer Meister in der Ausübung werden; dieser hat die Geschichte der Litteratur und Kunst von jeher bestätigt, und noch unter uns bestätigt sie es fast täglich.

ZWEY-

ZWEYTER ABSCHNITT.

Wie haben wir es also anzufangen, wenn wir diejenigen, deren Erziehung uns obliegt, zeitig zum guten Geschmacke bilden wollen? Es ist offenbar, wir müssen diejenigen Fähigkeiten, die dazu erfordert werden, die Vernunft, die Einbildungskraft und das Haltungsgefühl, zu vervollkommen suchen, und in ein gehöriges Verhältniß bringen. Die Kräfte der Seele kommen darin mit den Kräften des Körpers überein, daß sie durch die Uebung zunehmen. Je mehr sie angewendet werden, desto größer wird ihr Umfang und ihre Fertigkeit immer mehr und mehr zu umfassen. Es ist hier der Ort nicht, die pädagogischen Kunstgriffe aus einander zu setzen, deren man sich mit Vortheil bedienen kann, um in der Seele der Jugend diese oder jene Fähigkeit anzubauen, dieser oder jener Kraft einen besondern Schwung zu geben. Dies ist das Werk der *Royseaus*, der *Kampe*, der *Stuve*; nur so viel muß ich hier erwähnen, daß die Kultur des Geschmacks es nothwendig erfordert,

E

die verschiedenen dazu gehörigen Kräfte nicht abgefondert an verschiedenen Gegenständen, sondern immer an einem und eben demselben zugleich üben zu lassen. Bey dem Gebrauche der Vernunft muß die Einbildungskraft nicht verabsäumt werden: man muß suchen die feinsten und abgezogensten Begriffe so viel als möglich in *concreto* denken zu lernen; so muß man umgekehrt bey den Beschäftigungen der Einbildungskraft immer die Vernunft bey der Hand haben, um ihr die Aufsicht über sie zu lassen. Machtet, möchte ich den Erziehern der Jugend zurufen, machet, daß eure Untergebene mahlerisch philosophiren, und wenn es möglich ist, philosophisch träumen!

Aber die Vervollkommnung der dritten erforderlichen Fähigkeit, des zur richtigen Erkenntniß der Haltung erforderlichen Gefühls, ist dasjenige, welches den meisten Schwierigkeiten unterworfen ist, die meiner Einsicht nach den vorzüglichsten Grund von der Verschiedenheit des Geschmacks unter einzelnen Menschen sowohl, als unter ganzen Völkernschaften enthalten. Und dieser Umstand hat, weil man

dessen Quelle nicht gehörig untersuchte, zu der irrigen Meynung Gelegenheit gegeben, daß das Schöne überhaupt gar nichts reelles enthalte, das ausser dem Gehirne empfindender Wesen anzutreffen sey, sondern gleich den einzelnen Erscheinungen der gröbern Sinne, bloß in der subjektivischen Beschaffenheit der menschlichen Organe sein Daseyn habe; da doch im Grunde dieser Schluß nicht weniger Unrichtiges enthält, als der Schluß von der Verschiedenheit der Meynungen über jeden andern Gegenstand der Natur, (wie z. B. über die Bewegungsart der Himmelskörper, die Unsterblichkeit der Seele, das Daseyn der dunkeln Begriffe u. d. m.) auf dessen bloß ideale Wirklichkeit in sich begreifen würde. In beyden Fällen liegt die Ursache der Uneinigkeit in der ungleichen Art die Kräfte anzuwenden, welche zur Erkenntniß der Sache nothwendig sind. Und unter diesen Erkenntnißarten kann immer nur eine die richtige seyn, nach der die übrigen gestimmt werden müssen, wenn sie in Ansehung des Resultats übereinkommen sollen. Wer sich häufig mit Disputiren über Gegen-

stände der Weltweisheit abgiebt, der weiß, wie oft man auch bey diesen gezwungen ist, den Streit mit einer Antwort des *Nikomachus* zu endigen: *nimm meinen Verstand, und die Sache wird dir sonnenklar erscheinen!*

Die Vollkommenheit des Haltungsgefühls, sage ich, ist das schwierigste bey dem Geschmack, und dessen verschiedene Beschaffenheit zugleich der wichtigste Grund von der Verschiedenheit der Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit. Die Ursache liegt am Tage. Keine von den übrigen beyden Eigenschaften des Geschmacks ist mit demjenigen, was man Charakter des Menschen nennt, so sehr verknüpft, als diese. Vernunft und Einbildungskraft können der Jähzornige und der Sanftmüthige, der Grausame und der Mitleidige, in gleichem Grade besitzten; aber das Gefühl von den Eindrückten äußerer Gegenstände auf unsere Vorstellung ist mit allen unsern Neigungen und Begierden auf das genaueste verwebt, und kann unmöglich in Menschen, bey denen diese verschieden sind, von ganz ähnlicher Beschaffenheit seyn oder sich in einem gleichen Grade

befinden. Man weiß, wie sehr eine einzige heftige Begierde über alle unsere Empfindungen Meister ist, und aus welchen entgegengeetzten Gesichtspunkten verschiedene Begierden uns einen und denselben Gegenstand betrachten lassen. Jede herrschende Neigung macht, daß diejenigen Gegenstände, welche auf sie eine genauere Beziehung haben, ihr günstig oder zuwider sind, mit doppelter Lebhaftigkeit empfunden werden: daß aber die Gegenstände anderer Neigungen, welche uns weniger am Herzen liegen, im Dunkeln bleiben, und gar keine, oder nur eine geringe Wirkung auf uns haben. Und dieses gilt nicht nur von einer einzigen herrschenden Begierde, sondern von allen Leidenschaften überhaupt: je nachdem sie sich in einem etwas stärken oder schwächern Grade in uns finden, je nachdem sind ihre Gegenstände von lebhafter oder schwächerer Wirklichkeit auf unsere Vorstellung. Giebt es nun so selten zwey Menschen, bey denen sich alle Neigungen in ganz gleichem Grade finden, so kann man sich unmöglich darüber wundern, daß man so selten

zwey Menschen antrifft, auf welche ein und derselbe Gegenstand immer eine und dieselbe Wirkung hat. Und da es, wie ich oben zeigte, bey dem Geschmack eine wesentliche Bedeutung ist, daß die Eindrücke der einzelnen Stücke im Mannichfaltigen eine gehörige ihrem Antheil an der Einheit angemessene Lebhaftigkeit haben; so kann es nicht weniger befremdend seyn, zwey Menschen von vollkommen gleichem Geschmacke anzutreffen.

Nichts ist dem Menschen gewöhnlicher, als das Schöne mit dem Nützlichen zu wechseln; und nützlich ist ihm alles, was der Befriedigung irgend einer Begierde in ihm Vorhub thut. So umgekehrt: was die Befriedigung einer heftigen Begierde hindert, ist ihm schädlich, und er hält es oft eben deswegen für häßlich; ungeachtet Schönheit und Häßlichkeit an und für sich Vollkommenheit und Unvollkommenheit sind, deren Vorstellung bloß an sich, ohne allen Einfluß auf die Sättigung anderer Leidenschaften, Luft oder Unlust gewähren, begehrt, verabscheut und auch nur in so fern beurtheilt werden muß.

Aber so ist der Mensch! die Leidenschaften und Gefinnungen, die einmal durch Temperament oder Erziehung Wurzel bey ihm gefast haben, geben immer den Hauptton an, nach dem er alle andern Saiten seiner Seele stimmt; und unbekümmert um ihren eigenthümlichen Klang, findet er sie nur wohl- oder übellautend, in so weit sie mit jenem harmonieren oder nicht.

Der Ort, wo wir unser Glück gemacht oder viele Freunde haben, der Garten, wo wir uns in dem Zirkel einer angenehmen Gesellschaft zu belustigen pflegen, kommen uns, auch abgesehen von diesen Annehmlichkeiten, in der Erinnerung als schön vor. Auf dem Boden, den die Geliebte unsers Herzens betritt, sehen wir nichts als Rosen, und das schönste Gewölk bezieht den Himmel, unter dem sie wandelt. Sie selbst ist unser Ideal; und ihre einzelnen Züge und Eigenschaften, sie mögen an sich noch so häßlich seyn, dienen uns zum Muster bey Beurtheilung der Schönheit anderer Personen. Ihr Wuchs, ihre Größe, ihre Stirne, ihre Augen, ihr Haar müssen alle die-

jenigen haben, die auf Schönheit Anspruch machen wollen. *Cartes* hatte eine besondere Partheylichkeit für schielende Leute, weil, wie er selbst sagte, seine erste Liebe in seinen Kinderjahren ein Mädchen mit diesem Fehler war; und *Beatties* bemerkt sehr richtig, daß aus einem ähnlichen Grunde *Anacreon* so sehr günstig von zusammenlaufenden Augenbraunen gesprochen haben mag. „Ein Umstand, der den Kritikern viel zu schaffen gemacht hat, weil sie, sagt er, den Dichter niemals als einen Menschen, sondern immer nur als einen Schriftsteller betrachteten, und sich eingebildet zu haben scheinen, er würde nichts von seinen eignen Besonderheiten erwähnen, was nicht auch durch den allgemeinen Geschmack seines Zeitalters sich gerechtfertigt fände.“ *) — Diefs ist das Werk der vergeblichstreteten Ideen. Alles, was mir gehört, ist schön, und zwar deswegen schön, weil es *mein* ist: diels ist das Werk der Eigenliebe. Mein kleines Gärtchen hat eben keine große Vorzüge, und wenn es einem andern zugehör-

*) S. 266.

te, könnte es mir vielleicht misfallen; aber es ist *mein* Gärtchen, und ich weiß nicht, wie man in seiner Art ein schöneres haben kann. Diefs erstreckt sich also auf alles, was mit uns in einiger Verbindung steht. Mein Freund, sagen so viele Leute, hätte ein sehr häßliches Ansehn? ich finde dieses gar nicht. Ich sehe wohl, daß sein Gesicht nicht auffallend schön ist; aber ich lese so viele verborgene Schönheit und einen solchen bedeutenden Ausdruck in den einzelnen Zügen, daß ich das Ganze, wenn ich ein Künstler wäre, mir als ein Muster zum Apollo wählen würde. Meinen Feind hingegen nennt man einen Adonis; die Leute scheinen mir keine Augen zu haben. — Die Eifersucht macht nicht, daß ein Frauenzimmer dem andern die Schönheit *abspricht*; sie macht, daß es das andere nicht schön *findet*. Betrifft es gar Gegenstände, die das Werk unserer Hände sind und also mit uns in dem Verhältniß der Folgen mit der Ursache stehen: so gehört wahrlich ein großer Grad von Selbstverleugnung dazu, um unpartheyischer Richter zu seyn. Schriftsteller und Künstler fangen alsdann erst

an über die Schönheit ihrer Werke billig zu urtheilen, wenn sie an deren Stelle andere her- vorgebracht, die ihnen viel schöner dächten, und ihre Liebe zu den ersten verringern. Man kann keines Vaters Urtheil über die Schönheit seiner Tochter trauen, eben so wenig als dem Urtheile der Mutter. *Jener* findet sie immer schöner als sie wirklich ist, weil sie seine Tochter ist; *diese*, sehr oft, besonders wenn sie selbst noch auf Vorzüge der Schönheit Anspruch machen kann, häßlicher, weil sie doch immer auch Frauenzimmer bleibt, aber freylich nicht so häßlich, als wenn es gar eine Fremde wäre. Und es versteht sich: je stärker der Grad von Eigenliebe bey dem Menschen ist, desto verworrener und unrichtiger wird dessen Urtheil über die Schönheit der mit ihm verwandten Dinge seyn. Von Leuten, gegen welche die Natur etwas freygebig mit dieser Schwachheit umging, wird die mindeste ihrer Kleinigkeiten, weil sie *ihre* Kleinigkeit ist, für das schönste und vortreflichste in seiner Art gehalten. Diefs erstreckt sich bisweilen sogar bis auf in die Augen fallende Häßlichkeiten.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß diejenigen, welche auf den ausschließenden Besitz einer Sache einen Werth legen, das Seltne mit dem Schönen verwechseln. Die Naturalienfammer gerathen oft, bey Vorkramung ihrer Wunderdinge, über die Schönheit eines Stückes in einen übertriebenen Enthusiasmus, deren Momente, wenn man sie zergliedert, bloß auf dessen Seltenheit und die daher folgende Kostbarkeit hinaus laufen. Die *ächte Windeltreppe* hat in ihrem Bau wahrlich nicht im mindesten mehr Schönheit, als die so genannte *unächte*; aber einst war diese sehr häufig, jene äußerst selten; ihr Besitz kostete beträchtliche Summen, und kein Vorzeiger unterliefs es, eine Vergleichung zwischen beyden anzustellen und den Anschauer auf die vorzüglichere Schönheit der ächten aufmerksam zu machen. Nun ist diese Schnecke in großer Menge zu haben; ihr Preis ist gesunken, und die Sammler finden sie nicht schöner als ihre Stieffchwester.

Den größern sinnlichen Vergnügungen und Mißvergnügungen ist es besonders eigen, unfer Urtheil über die Schönheit zu verfälschen.

Ein Frauenzimmer, von dem wir wissen, daß es einen sinkenden Athem hat, finden wir auf keine Weise schön: der Ekel tödtet alle Ideen von Schönheit. Hingegen vermischen die Mannspersonen fast allemal die Empfindung von der Schönheit eines Frauenzimmers mit der Idee des Vergnügens, das sie sich in ihrem Genuße vorstellen. Gemeiniglich ist man nicht lustern nach einer Person, weil man sie schön findet, sondern man findet sie schön, weil man nach ihr lustern ist. *) Jede Mannsperson hat ihr eigenes Ideal im Kopfe, von dem sie sich den vollkommensten Genuß der Wollust vorstellt; und je nachdem ein Gegenstand sich diesem Ideale nähert, oder sich von ihm entfernt, darnach bestimmt sie den Grad seiner Schönheit. Daher kommt die Verschiedenheit der Urtheile über die Schönheit des Frauenzimmers unter Personen von verschiede-

*) „Ihre Haare sind Gold,“ läßt der spanische Weltweise Cervantes seinen Ritter von der traurigen Gestalt über seine Dulcinea sagen, „Elißens Felder ihre Stirne, Himmelsbogen ihre Augenbraunen, ihre Augen Sonnen, Korallen ihre Lippen, ihre Zähne Perlen, Alabaster ihr Hals, Marmor ihre Brust, Helfenbein ihre Hände, und ihre Haut weiß wie frisch gefäl-

nem Alter, Temperament, und verschiedenen Nationen. Und ich glaube, wenn dem ganzen männlichen Geschlechte der Auftrag gegeben würde, die schönste des andern zu bestimmen, so würde sich unter diesem so wenig eine finden, die nicht eine Stimme für sich hätte, als eine seyn möchte, die nicht die Stimme aller zu verdienen glaubte. Was ich von dem Urtheile der Mannspersonen über die Schönheit des Frauenzimmers sage, gilt ohne Zweifel auch umgekehrt von dem Urtheile des Frauenzimmers über die Schönheit der Mannspersonen. Doch scheint die Erfahrung zu bestätigen, daß im letzten Falle die Verschiedenheit in den Urtheilen nicht so groß ist, als im ersten. Ich wage es nicht, die Ursache hiervon anzugeben; aber es ist die weise Einrichtung der Natur, daß der schwächere Theil des Menschengeschlechtes, der eigentlich ge-

„lener Schnee. Ihre übrigen Reize aber, welche Ehrbarkeit, unfern Blicken verbirgt, glaub ich gewiß, sind so beschaffen, daß man sie durch eine lebhaftere Phantasie in ihrer Vollkommenheit zwar denken, nimmer aber mit Erwas vergleichen kann.“ Leben und Thaten des weisen Junker Don-Quixote von Mancha, erster Theil, S. 146.